

Max Wyss



der **SELBSTGEBICHTE** **samariter**

Cornelia Goethe Literaturverlag

Kapitel 1

Die Mitternachtsgäste in der *cantina* hätten aus einem Wandgemälde von Diego Rivera stammen können. Von bronzenen Azteken- und Mayagesichtern bis hin zu europäischen gab es alle Mischungen. Die Glühbirnen im düsteren Lokal waren rot und badeten die Sperrholzwände in einer Blutfarbe, die allem einen Schein des Unwirklichen verlieh. Das Mädchen mit dem undurchdringlichen spanischen Gesicht merkte nicht wirklich, wie die Hand des Stierkämpfertypen sich unter ihrem Rock ein Nest baute. Die fleischigen Züge der Barmaid und die Blume in ihrem Haar waren noch nicht wirklich verwelkt, und vor allem war der *gringo* am Ecktisch eigentlich gar nicht wirklich hier, im tiefsten *Baja California*. Seine Gedanken umschwebten tequilabenebelt seine Familie, sein Heim.

Die Haare des Amerikaners wurden von einem Gummiband in einem unordentlichen Zopf zusammengehalten. Sein schwarzer Vollbart war struppig und seine blauen Augen blickten glasig. Sein Hemd war zerknittert und es hätte sauberer sein können. Die Lederjacke, mit dem Schafsfell nach innen gekehrt, hing über der Lehne des Stuhls, und seine Cowboystiefel klopften den Rhythmus der mexikanischen Musik auf der Erde.

Das Lokal war bumsvoll, obwohl keine Liveband spielte. Stattdessen dröhnte aus dem Lautsprecher ein Tango, in dem die Handorgel mit scharfen Akkorden die Sehnsucht des Liebenden unterstrich. Der rassige Rhythmus ließ hoffen, dass sein Schmachten am Ende nicht umsonst gewesen war. Drei braungebrannte Burschen, die sich um einen der wackligen Holztische

drängten, sangen genussvoll mit und lehnten sich dabei aneinander.

Der Wirt, der den Körperbau einer Maya-Tonfigur hatte, betrachtete besorgt den *gringo*. Bald würde wohl der Hammerschlag des Tequila ihn erledigen. Dann würden sie ihn wieder in die Hinterkammer schleppen, wo er sich ausschlafen konnte. Bis jetzt hielt aber seine Hand mit den dreckigen Fingernägeln das Glas noch fest auf dem Tisch. Plötzlich weiteten sich seine Augen, denn durch die Tür trat ein schlaksiger Mexikaner, der eine Gitarre trug.

„*Hombre*, das ist meine Gitarre!“, rief der *gringo* und stand auf.

„Quatsch, hast zuviel gesoffen. Bildest dir was ein.“ Der Mexikaner lehnte sich lässig an die Bar, bestellte ein *Dos Equis*, aber ließ den *gringo* nicht aus den Augen.

„Unsinn, vor einem Monat wurde sie gestohlen, und hier ist mein Zeichen!“ Entrüstet riss der Amerikaner das Instrument an sich, um den Beweis zu erbringen.

Ein Handgemenge brach aus. Der Eingeborene versuchte dem Ausländer das Knie zwischen die Beine zu rammen. Diesen ergriff ein jäher Zorn, und er schmetterte das Instrument auf den Kopf des Diebes, der verduzt mit einer zertrümmerten Gitarre als Halskrause dastand. Mit einem Fausthieb streckte der *gringo* den Benommenen zu Boden, und für den Augenblick war die Auseinandersetzung beendet. Der Amerikaner hatte aber ein dumpfes Gefühl, dass die Affäre noch eine andere Wendung nehmen könnte, falls der Rest der Diebesbande auftauchen würde. Deshalb ergriff er seine Lammfelljacke, zog eine Banknote aus der Tasche und presste sie auf dem Weg zum Ausgang an die Brust des Patrons.

Schwankend floh er in die Nacht hinaus. Trotz seines benebelten Zustandes joggte er den ganzen Weg zum Hotel, auf dessen Parkplatz sein Jeep Cherokee stand. Für einen Augenblick fingerte er vergeblich in seiner Tasche nach dem Schlüssel, dann aber förderte er ihn zu Tage und schloss die Tür auf. Er startete den Motor und die Kieselsteine flogen hinter den Rädern weg. Er war auf dem Weg nach Norden.

Der Süden war nicht das Richtige für ihn gewesen. Er hatte im Sinn, jetzt zum Nordpol zu fahren und dort zu erfrieren. Er hatte gehört, Erfrieren sei ein schöner Tod. Er hielt kurz vor der Hütte an, die er seit vier Monaten gemietet hatte, und schmiss seine ganze Habe ins Auto. Dann fuhr er zu Lupita und gab ihr alles, außer seinen Daunenschlafsack. Sie war entsetzt, als sie hörte, er wolle zum Nordpol in diesem Zustand. Er ließ sich nicht umstimmen, umarmte sie samt ihrem Buckel, küsste sie und stürmte zur Sperrholztüre hinaus. Eine Minute später war er auf der Landstraße und gab Gas.

Nach einer Weile wurde das Fahren mühsam. Es fehlte ihm die Ausdauer, hunderte von Kilometern zwischen sich und sein gescheitertes Experiment zu legen. Seine Augen fielen zu. Er riss sie wieder auf und starrte geradeaus. Sein Kopf fiel vornüber. Er zwang ihn wieder hoch. Er versuchte die sporadische Mittellinie im Auge zu behalten. Er konnte keine Musik im Radio finden, deshalb sang und fluchte er, um sich wach zu halten. Weiterfahren, weiterfahren, war sein einziger Gedanke. Plötzlich wurde er zum Dach des Wagens hinaufgehoben. Entsetzt sah er ein Feld von Felsbrocken auf einer abfallenden Ebene im Licht der Scheinwerfer. Er trat auf die Bremse, aber zu spät. Die linke Seite des Cherokee wurde nach oben geschleudert und er nach unten.

Der *gringo* wurde durch ein Klopfen geweckt. Er öffnete seine Augen und sah ein quadratisches Stück Himmel über sich. Drei kleine Köpfe waren von den Seiten hineingestreckt. Er befand sich in seinem Auto. Zuunterst, auf der Beifahrerseite. Er schaffte es sich hochzuziehen. Der Wagen war umgekippt. Er kletterte aus dem Fenster. Drei Buben standen regungslos ein paar Meter entfernt. Schweigend beobachteten sie den *gringo*, der sein Auto wieder auf die Räder zu bringen versuchte. Es war zu schwer. Er betrachtete die Buben, sie musterten ihn. Ihre Ziegen knabberten an dürren Sträuchern, und ein Esel stand verstockt auf drei Beinen. Da gab es kein Gebäude weit und breit. Nur steinerne Wüste, mit der Sierra San Pedro in der Ferne. Einsame Riesenkakteen zeigten wie mit einem Finger gegen den Himmel. Er musste pinkeln, drehte sich von den Buben weg und bewässerte einige einsame Gräser. Er hatte keine Verletzungen, bloß einen Kater und ein paar Beulen, aber sonst ging es wieder. Er drehte sich den Buben zu und musterte den Esel. Dann holte er das Abschleppseil aus dem Cherokee und befestigte es an der nun oberen Seite des Autos. Er zeigte den Buben eine Handvoll Dollarnoten und deutete auf das Packtier: „*Burro para trabajar?*“

Sie verstanden und führten den *burro* zum Auto. Sie banden das Seil an den Gepäcksattel und stachen das Tier mit einem Stecken von hinten. Es zog, und der *gringo* stieß von der anderen Seite. Zusammen schafften sie es, den Jeep wieder aufzurichten. Die Buben starrten mit großen Augen die Banknoten an, die er ihnen reichte. Dann stritten sie sich beim Teilen. Der Motor sprang beim ersten Versuch an. Der Flüchtling schaltete den

Vierradantrieb ein und fuhr rückwärts zur Überlandstraße zurück. Dann war er wieder auf seinem Weg nach Norden.

An der nächsten Tankstelle füllte er Benzin nach und ging aufs WC. Als er aus der Toilette trat und sich die Hände waschen wollte, traf er auf einen gefährlich aussehenden Kerl. Älter als er selber, mit einem buschigen Bart, geronnenem Blut auf der Stirn, Haaren grau von Staub und einem wilden Blick. Er wollte dem Mann ausweichen, aber merkte mit Schrecken: Das war er selber, im Spiegel über dem Waschbecken. Als er den Hahn aufdrehte, floss tatsächlich Wasser. Er wusch sich Hände, Gesicht, Hals und Kopf. Da kein Toilettenpapier vorhanden war, zog er sein T-Shirt aus und trocknete sich damit. Das hawaiische Hemd mit Orchideendesign zog er wieder an und steckte es in die Hose. Im Schuppen neben der *gasolinera* aß er ein Frühstück, wie dasjenige damals auf dem Weg nach Süden: *huevos rancheros* mit Bratkartoffeln. Dann fuhr er weiter. Die rechte Seite seines Autos war verbeult, aber nun, mit vollem Magen, war er bereit, die lange Fahrt nachhause in Angriff zu nehmen.

Kapitel 2

Sechs Monate zuvor hatte Charles in Pasadena bei Los Angeles in seinem großen Haus gelebt, dessen spanische Rundbögen und Veranda von Bougainvillea überwuchert waren. Das einzige Problem in seinem Leben war der Smog. Am Wochenende konnte er mit seiner Familie auf manche Weise davor fliehen: zum Strand bei Rodondo, nach Tahoe zum Skilaufen, in die Mojavewüste mit den Motorrädern oder nach Mexiko zum Faulenzen. Neuerdings gab es auch viele Tage, an denen die Luft rein genug war, so dass man das Profil der Bergkette des Angeles Crest gegen den stahlblauen Himmel sehen konnte.

Charles war als Karl während des Krieges in Deutschland geboren worden, wuchs in der Schweiz auf, wo er auch studierte, und wanderte dann nach Amerika aus. Er war von mittelgroßer Statur und hielt sich fit, indem er mit seinem Geschäftspartner Squash spielte.

Das Schwimmbecken im Garten seines Hauses in Pasadena war von dichten Hecken geschützt, so dass man es auch mal wagen konnte, nackt zu baden. Das Wasser war warm, aber dennoch kühlte es Charles angenehm. Das Becken war groß genug, so dass er einige tüchtige Züge schwimmen konnte, bevor er umdrehen musste. Seine schwarze Badehose tropfte, als er sich aus dem Wasser hob und mit dem Handgelenk seitlich gegen seinen Kopf schlug, um sein Ohr zu entpfropfen. Er trocknete seine Haare, die lang genug waren, dass er sie knapp zu einem Zopf zusammenbinden konnte. Schnell setzte er die Sonnenbrille auf, denn seine Augen hielten das grelle Licht nicht aus. Das sonnenwarme Badetuch im Nacken, den Geschmack von Bitter Lemon im Mund und

das leise Klirren der Eisstücke im Glas neben sich im Ohr, streckte er sich im Liegestuhl aus. Mit der Rechten hob er einen Teil der dicken Sonntagsausgabe der *Los Angeles Times* vom Boden auf und begann die *comics* zu überfliegen.

„Schatz, würdest du bitte die Flasche Bitter Lemon mitbringen, wenn du herauskommst?“, rief er durch die offene Schiebetür.

Sie waren seit fast siebzehn Jahren verheiratet und immer noch ineinander verliebt. Komisch, dass in den *comics* die guten Eigenschaften seiner Frau aufs Korn genommen wurden: Der Witz war, dass ein Mann seine Frau verlässt, weil er ihre unzähligen guten Eigenschaften nicht aushalten kann. Sie ist hübsch, hält ihre Figur fit, führt einen blitzblanken Haushalt und ist eine effiziente Geschäftsfrau. ‚Tut mir Leid, Teuerste‘, ruft der entfliehende Gatte, ‚du bist zu perfekt, ich brauche Erholung!‘ Weil Kimberly Sinn für Humor hatte, zeigte ihr Charles den *comic*, als sie aus dem Dunkeln des Hauses im weißen Bikini in die Sonne trat.

„Zum Glück bin ich nicht so leicht durch Perfektion einzuschüchtern, sonst wäre ich längst durchgebrannt“, sagte er.

Sie lachte hell, stellte die kühle Flasche auf das Gartentischchen und setzte sich in den zweiten Liegestuhl. Mit ihrer goldberingten Linken hob sie die Zeitung auf, fand aber nichts besonders Interessantes darin und breitete ihre Glieder zum Bräunen aus. Ihr schulterlanges Haar war grau gefärbt, da sich in letzter Zeit einige graue Strähnen gezeigt hatten und da sie glaubte, so professioneller auszusehen. Die Kontaktlinsen, die sie heute gewählt hatte, ließen ihre Augen grün erscheinen; nur gegen die paar

Sommersprossen, die sich um ihre Nase verteilten, konnte man nichts machen.

„Hast du Sonnenschutz eingerieben?“, fragte Charles.

„Ach, hab ich vergessen; bin zu faul, ihn zu holen.“

Charles holte die Sonnencreme aus dem Haus. Als er zurückkehrte, fand er Kimberly auf dem Bauch im flach gestellten Liegestuhl. Er presste eine Wurst der Creme in seine Hand und begann ihren heißen Rücken damit einzureiben. Sie hörte auf zu lesen und legte ihren Kopf auf die Arme.

„Die Aktien von Walt Disney sind gestiegen. Wir hätten mehr kaufen müssen“, sagte sie in ihren Ellenbogen hinein.

„Ja, aber Harley Davidson hält sich auch recht gut“, antwortete er und behandelte nun ihre schlanken Beine reichlich mit Sonnenschutz. Dann arbeitete er sich mit der Massage den Rücken hoch zu ihren Schultern, beugte sich über sie und knabberte an ihrem Ohr.

Sie kicherte und ihre Augen blitzten, aber sie scheuchte ihn weg: „Wie alt bist du eigentlich? Was wird dein Sohn von dir denken?“

„Er wird sich darüber freuen, dass wir nicht geschieden sind wie die meisten Eltern seiner Kameraden“, antwortete er, zog das Bikinielastik an und ließ es auf ihre Haut klatschen.

Das traf zu. James, der sechzehn war, kam gerne zum Segeln oder Skifahren mit. Auch spielte er manchmal Karten oder Monopoly mit seinen Eltern, obwohl diese ihn oft mit ihren Vorschriften nervten. An diesem Sonntag war es nicht zu erwarten, dass er seine Eltern beobachten würde, denn er war mit Freunden per Skateboard unterwegs. James brauchte wenig Wartung. Er führte sein eigenes Leben und verlangte selten neue Klamotten. Einfaches Zeug wie Blue Jeans, Shorts, T-

Shirts und Tennisschuhe genügten ihm. Er verachtete Designerware, aber hatte ein Faible für Qualität. Seine Eltern staunten, was ein Paar Bergschuhe seiner Wahl heutzutage kosteten. Obwohl er mit seinen kühnfrischen Gesichtszügen gut aussah, hatte er keine Freundin. Jedenfalls nicht, dass seine Eltern wussten. Er war aufgeschlossen im Umgang mit Leuten, aber eher scheu, wenn es sich um Intimes handelte. Beziehungen zu anderen Jungen waren unkompliziert, denn sie hatten hauptsächlich mit Sport und so Zeug zu tun. Er verdiente das hundertprozentige Vertrauen seiner Eltern, die ihm viel Freiheit einräumten. Das einzige Unausstehliche war ihre Versessenheit auf Scherheit. Als ob er nicht selber auf sich aufpassen konnte.

Charles legte die Sonnencreme weg und streckte sich wieder im Liegestuhl aus. Mit geschlossenen Augen überdachte er seine bevorstehende Geschäftsreise. In seiner Firma für Marktforschung hatte er vorige Woche eine zusätzliche Halbtagskraft angestellt, damit während seiner Abwesenheit nicht zu viel liegen blieb. Er wollte sich auf einer Konferenz in Genf über die neueste Software für Projektanalyse und für graphische Darstellungen informieren. Die Gelegenheit dieser Reise nach Europa wollte er auch dazu benutzen, seinen Wurzeln nachzuspüren. Er hatte noch nie das Grab seines Vaters besucht. Vor einigen Wochen hatte er endlich die fehlende Information erhalten. Über ein Jahr lang hatte er deutsche und französische Amtsstellen angeschrieben, um herauszufinden, wo sein Vater begraben war. Karl war während des Zweiten Weltkrieges in Reutlingen geboren worden. Er hatte nur wenige Erinnerungen an seine ersten Jahre. Seine Zeit in Zürich, wohin ihn seine Mutter nach dem Krieg zu einer Tante geschickt hatte, war ihm weit gegenwärtiger. Dort hatte er dann auch studiert,

bevor er zum Abschluss seines Studiums nach Harvard ging.

Nun hatte Charles vor, zuerst nach Paris zu fliegen, um in Frankreich nach diesem Grab zu suchen, und danach in Genf an der Konferenz teilzunehmen. Vor und nach seiner Reise musste er zusätzliche Arbeiten im Haushalt erledigen. Dies war ein Teil des ehelichen Übereinkommens. Kimberly verdiente gut mit ihrer Boutique, aber hatte damit auch viel Arbeit, die sie monatelang nicht zum Malen kommen ließ. Ihr Atelier befand sich über der Garage im Anbau und war ihr Heiligtum. Keiner durfte dort ohne besondere Einladung eindringen. Sie malte sanfte und wilde Blumen, träge und dynamische Frauen und manchmal halb abstrakte Wüstenlandschaften. Da seine Abwesenheit für sie zusätzlichen Stress bedeutete, musste er vor- und nachher Ausgleich schaffen.

„Ich werde heute kochen. Wenn ich weg bin, kannst du ab und zu ausgehen oder Pizza bestellen.“

„Danke Schatz, das ist lieb von dir.“ Sie erhob sich, befestigte die Halter ihres Oberteils, ließ die Sonnenbrille auf das Badetuch fallen und tauchte mit Schwung in das Schwimmbecken. Sie schwamm wie ein Fisch. Ein echt kalifornisches Mädchen. Sie sah überaus sexy aus, als sie aus dem blauen Becken stieg und das Wasser ihren gebräunten Körper hinunterfloss.

„Möchtest du ein Glas Wein?“, rief Charles von der Küche, wo er begann, das Abendbrot zuzubereiten.

„Wie wär's mit einem Gin-Tonic?“

„Kommt sofort.“

Er kochte Geschnetzeltes, eine Spezialität Zürichs: Kalbfleisch, in bissengroße Stücke geschnitten, in einer Cremesauce mit Pilzen geschmort. Bevor er die Rösti auftischte, wendete er sie in der Bratpfanne, um die

Unterseite auch braun zu braten. Er mochte sie knusprig. Als Gemüsezutat sautierte er Aubergine in Olivenöl, gewürzt mit Knoblauch und Basilikum. Eigentlich war diese Beilage etwas zu stark im Aroma, verglichen mit dem Kalbfleisch, aber das störte ihn nicht. Die Salatsauce musste so gut schmecken, dass sie getrunken werden konnte: 2/3 Olivenöl, 1/3 Balsamico, Salz, Pfeffer, Senf, Knoblauch und diverse Kräuter.

Er hoffte, dass der Abend vor seiner Abreise romantisch sein würde. Deshalb die sorgfältig zubereitete Mahlzeit, zu der er gekühlten Chardonnay servierte. James erschien pünktlich zum Essen und setzte sich mit Ellenbogen- und Knieschutz vom Skateboarden an den Tisch. Er lobte besonders die Nachspeise, von der er zwei gehäufte Tellerchen voll verschlang. Das Himbeerbirchermüesli mit knackigen Baumüssen, einer spärlichen Zutat von Haferflocken, viel Joghurt und mit Zitronensaft abgeschmeckt war in der Tat lecker.

Nach dem Essen räumte James die Tafel und die Küche mit Hilfe seines Vaters auf. Nicht lange, und der Geschirrspüler sumgte, die Pfannen trockneten, die Arbeitsplatte glänzte sauber und der Wasserhahn tropfte nicht mehr. James verzog sich in sein Zimmer im Erdgeschoss, wo er sich in ein Computerspiel vertiefte. Später würde er wahrscheinlich im Internet mit Freunden chatten.

Hinter den Palmen im Garten wurde die Sonne rot und sank in den fernen Pazifischen Ozean. Es dunkelte schnell. Im luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer überschwemmte die kühle Luft aus der Klimaanlage angenehm die sonnenentflammte Haut der Eheleute. Kimberly kam aus der Dusche und schritt über den dicken Spannteppich, während sie sich hinter den Ohren abtrocknete. Charles fand es aufregend, wie im

geheimnisvollen Halbdunkel das glänzende Weiß ihres Gesäßes und ihrer Brüste sich gegen den Rest ihres bronzenen Körpers abhob. Ihre Umarmung, gemischt aus Zärtlichkeit und Wildheit, war genau, was Charles sich erhofft hatte. Sein Abflug von LAX nach Paris war für 9:30 Uhr am nächsten Morgen geplant.

Kapitel 3

Eine einsame Gestalt bewegte sich langsam auf der Hochebene durch ein Feld von Kreuzen. Die Brise streichelte das Gras, das hoch genug war, um geschnitten zu werden. Karl beugte sich nieder, um Namen auf dem verwitterten Holz zu entziffern. ‚Günther Schmitt‘, ‚Johann Ritter‘, ‚Volker Mi...gen‘. Die Toten, die hier ruhten, hätten eine weite Aussicht auf den Ärmelkanal gehabt, wären ihre Gräber am Rande der Hochebene gelegen. Hier, etwas gegen das Landesinnere, in der Nähe von Doron-la-Ville, war ihre Aussicht auf den blauen Himmel mit seinen puffigen Schäfchenwolken beschränkt. Karls Schultern waren etwas vornüber gebeugt. Er trug Blue Jeans und eine Windjacke, falls Regen aufkäme. Ernst las er das Datum auf dem Kreuz vor ihm: 6. Juni 1944. Alle Kreuze zeigten dasselbe Datum. Hier lag die Ernte des Krieges auf der deutschen Seite am Tag der Invasion in der Normandie.

Karl suchte seinen Vater, den er nie hatte kennen lernen dürfen. Er verwahrte eine an den Rändern angesengte Fotografie in seiner Brusttasche, die einen strahlenden, jungen Soldaten zeigte, der auf seinem Knie einen Dreikäsehoch kitzelte. Der Kleine schien das Spiel zu genießen, aber verteidigte sich dagegen mit der linken Hand, während er sich mit der Rechten an den Hosenträgern des Soldaten festhielt. Seine Mutter hatte die Aufnahme aus dem ausgebombten Haus gerettet. Karl konnte sich nicht an jenen sonnigen Urlaubstag erinnern, den er offenbar mit seinem Vater in der halbzerstörten Heimatstadt verbracht hatte.

Selbst wenn es langwierig war, Kreuz um Kreuz zu prüfen, war er entschlossen, die letzte Ruhestätte seines

Vaters zu finden. Den Aussagen des Wirtes in Doron-la-Ville zu Folge waren die Gefallenen jenes Tages der Verteidigung der Küste gegen die Wellen der anstürmenden alliierten Truppen hier oben auf dieser Ebene begraben. Daher arbeitete sich Karl langsam an den Reihen der Kreuze entlang, nach einem Nachnamen, der mit K beginnt, Ausschau haltend.

Während er suchte, tauchten Erinnerungen an die Kriegszeit auf. Das Bild der Maschinengewehrkugeln, die im Hinterhof gerade neben ihm eine Reihe von Staubwölkchen aufwirbelten, konnte er niemals vergessen. Der Fünfjährige, der mit seinem Spielzeugauto Kurven fuhr, war der besonderen Aufmerksamkeit eines tief fliegenden Jägers würdig gewesen. In vielen Nächten hatte er sich an die Mutter geklammert, während über ihnen die Bomben einschlugen. Eines Tages brachte die Großmutter frische Nahrungsmittel vom Bauernhof. Unter dem Lampenschirm, der an einer flaschenzugartigen Vorrichtung auf beliebige Höhen eingestellt werden konnte, stand ein einziger Gegenstand auf dem Tisch, beleuchtet wie im Rampenlicht. Ein weiches Ei in einem Eierbecher, mit einem Löffelchen daneben, die Schale noch unversehrt. Das Wunder dieses makellosen Eies und die Vorfreude darauf, das flüssige Gelb mit einem Brotstreifen aufzusaugen, herauszufischen und zu essen, stand heute so deutlich vor seinen Augen wie damals. Er erinnerte sich auch daran, wie im Garten... Da war es! Karl Kistner, sein eigener Name an einem der Kreuze. Er stand still. Sein Herz setzte für einen Schlag aus. Hier lag sein Vater.

Er schaute sich am Boden um, aber konnte keine Spur eines Grabes entdecken. Die Zeit hatte den Boden eingeebnet. Büschel von Mohn, reifem Gras und Unkraut schwankten im Wind. Karl pflückte eine Löwenzahnblüte

und betrachtete sie eingehend. ‚Sie ist aus Atomen gebaut, die einst meinen Vater ausmachten‘, dachte er. Und, wer weiß, vor Millionen von Jahren waren dieselben Atome vielleicht Stoff für ein Schilfblatt, eine Libelle – oder einen Dinosaurier gewesen.

„Nun Vater, hier bin ich, Karl, dein Sohn“, sagte er leise. „Wie geht es dir? Offenbar saß ich auf deinem Knie, vor langer Zeit, als du Urlaub hattest. Du kannst dich vielleicht an diesen sonnigen Sonntag erinnern, ich nicht.“ Karl kratzte mit seiner Schuhspitze im Dreck und trat einen Kiesel weg. „Ich weiß, ich hätte vor Jahren kommen sollen, aber ich war damit beschäftigt, eine Karriere aufzubauen, eine Familie zu gründen. Ja, mir geht es gut. Ich habe einen Sohn, der ist sechzehn. Der Gedanke, dass ich fast doppelt so alt bin, wie du warst, als du hier geendet hast, ist seltsam. Ich frage mich, welche Ratschläge du, ein junger Mann, für deinen im besten Alter stehenden Sohn haben könntest. Ich glaube manchmal, das Leben sei schwierig, aber du hast Recht, ich habe es leicht.“ Karl fühlte die Frische des stärker werdenden Windes.

„Dein Leben muss die Hölle gewesen sein. Du warst ein guter Mensch, aber in einen monströsen Krieg verwickelt. Du hattest keine Wahl. Du wurdest eingezogen. Wehrpflicht. Ich verstehe. An diese Front abkommandiert, mit deinen Kameraden. Verteidigt diesen Strand! Um jeden Preis! Wenn sie auf dich schießen, musst du zurückschießen. Was kann man da machen?“

Karl setzte sich neben das Grab seines Vaters. Wie tief unter dem Boden lag er wohl? Wie viel war von diesem Fünfundzwanzigjährigen übrig geblieben? Knochen und Zähne müssten sich noch da unten befinden, fast in Reichweite.

„Was für ein Vater wärest du wohl gewesen? Du hättest mich im Fußball trainiert. Du hättest mich vor den falschen Anschuldigungen des Lehrers geschützt. Du hättest mir Gutenachtgeschichten erzählt und mich zugedeckt. Du hättest mich die Geheimnisse deines Berufes gelehrt. Was war dein Beruf? Hattest du einen Beruf gelernt – außer Krieg?“

Er blickte zum Himmel empor, ohne die Wolken zu sehen, die sich zusammenballten.

„Vielleicht wärest du gar nicht so ein Vater gewesen. Vielleicht hättest du mich für jede Kleinigkeit bestraft. Vielleicht hättest du Großes von mir verlangt, das ich nicht hätte erreichen können. Vielleicht hättest du keine andere Meinung als deine geduldet. Vielleicht hättest du mich im Rausch geschlagen. Vielleicht wärst du mir in Alpträumen erschienen.“

Karl riss ein breites Grasblatt aus, spannte es zwischen seinen Handballen und blies durch den Spalt, den seine Daumen offen ließen. Das Blatt summt. Er änderte die Spannung, um die Höhe des Tons zu variieren. Manche seiner Freunde hatten solch schreckliche Väter; es wäre besser gewesen, sie hätten gar keine gehabt. Sein Vater jedoch wäre nie so einer gewesen. Sicher nicht. Vater musste ein guter Mann gewesen sein, da Mutter ihn geheiratet hatte. Es war daher klar, dass es ein großer Verlust war für ihn, ohne Vater aufgewachsen zu sein.

„Ich weiß nicht, wie mein Leben sich mit deiner Hilfe entwickelt hätte, aber darf ich dir von meinem Leben erzählen? Es begann mit einer Banane. Als ich aus den Trümmern unseres Landes in der Schweiz eintraf, begrüßte mich meine Tante mit einer Banane. ‚Iss, damit du wächst‘, sagte sie. Meine Vettern platzten vor Lachen, als ich, ohne sie zu schälen, hineinbiss. Vom Hänseln, das ich von den anderen Kindern erleiden musste, weil ich in

der Schule korrekt deutsch sprach, was sie nicht konnten, will ich dir die Einzelheiten ersparen. Ich studierte, arbeitete hart und machte meinen Doktor in Harvard. Meine Firma läuft gut. Weshalb brauche ich also deinen Rat?“

Karl zog die Beine an die Brust und starrte auf den Boden dazwischen. „Ich bin amerikanischer Staatsbürger geworden, aber im Grunde bin ich Weltbürger.“

Seine Augen folgten den Ameisen, die ihre Straße entlang eilten, über das Grab hinweg. Wenn sie einander antrafen, tauschten sie Nachrichten mit den Fühlern aus. Wie ungeheuer klug sie doch waren im Vergleich zu Amöben, aber im Vergleich zu Menschen waren sie unendlich dumm. Ungefähr so dumm wie Menschen sind, im Vergleich zu den Toten.

„Seltsam, es wird allgemein angenommen, dass Verstorbene uns zuschauen in unserm Leben und viel mehr wissen als wir selbst. Sobald das Gehirn zu funktionieren aufhört, erlangt man offenbar Weisheit. Stimmt das, Vater? Weißt du, ob das Universum immer existierte oder ob es eines Tages geschaffen wurde? Und wird einmal ein Ende kommen oder geht es immer weiter? Jetzt, da ich mich mit dir unterhalte, beginne ich zu erkennen, dass man sein Gehirn loswerden muss, bevor man die Welt verstehen kann.“

Karl musste lachen. „Ich hoffe, du besitzt Sinn für Humor, Vater. In Frankreich beerdigt zu sein, nach vier Jahren ungeheuerlichen Kampfes, von hier aus eine monatliche Rente für deine Witwe zu sichern und einen amerikanischen Sohn zu haben, der doppelt so alt ist wie du, setzt Sinn für Humor voraus.“ Das Lächeln verweilte auf Karls Gesicht, und er schaute einem Käfer zu, der eine Riesenbeute davonschleppte.

Schnaufen und Stöhnen wurde vom Wind über die Ebene getragen. Eine Gruppe alter Männer schleppte sich vom Strand her den Hügel hoch, gefolgt von Pressefotografen. Mit Anstrengung erreichten sie die Anhöhe, wo sie sich aufrichteten, um Atem zu schöpfen und um zu ihrem Ausgangspunkt hinabzublicken. Die Orden auf ihren Käppis glänzten auf, als die Sonne für einen Augenblick hinter einer Wolke hervorkam, und ihre Hosen flatterten um ihre dürren Beine.

Fred, der größte und schwerste von ihnen, blickte auf seine Uhr und sagte: „Heute haben wir es in einem Viertel der Zeit geschafft, die wir damals brauchten, als wir fit waren.“

Damals waren sie in der Tat fit gewesen. Ihre männlichen Eigenschaften waren auf dem Höhepunkt ihres Lebens: Muskelkraft, Aggressivität und Unbesonnenheit. Sie waren damals zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt und hatten drei Monate lang trainiert, um es diesen Hügel hinauf, gegen allen Widerstand, zu schaffen. Täglich hatten sie, unter den gebellten Befehlen des Feldwebels, geübt, im Schlamm unter Stacheldraht hindurchzukriechen, über Hindernisse zu klettern, über Mauern zu stürmen, in schützende Gräben zu rollen und schließlich ein Ziel sofort, mit einem einzigen Schuss, zu treffen, auch wenn sie außer Atem waren. Nun, vierzig Jahre später, waren sie vollkommen außer Atem. Ihre Haut hatte an Halt verloren, und ihre Muskeln hingen etwas formlos von ihren müden Knochen. Man konnte sich schlecht vorstellen, dass dies einmal kräftige, junge Männer gewesen waren, die mit Heldenmut, im Kugelhagel, mit Gepäck auf dem Rücken, diese Anhöhe eroberten.

„Ist das der Felsen, hinter dem wir Wayne in Schutz brachten?“ Fred zeigte den Hang hinunter.

„Was erzählst du da?“ Paul rückte seine Brille zurecht.

„Erinnerst du dich nicht, wie die Beine unter Wayne weggeschossen wurden und wie wir ihn in Sicherheit schleppten?“ fragte Walter.

„Oh doch, ja, es hat ihn schwer erwischt, sein Bein – und er hielt die Hände vor den Bauch gepresst, sein Gedärm quoll hervor. Ich sehe es immer noch.“

Die Gruppe hatte sich vor ungefähr einer Stunde unten am Strand versammelt, um die berühmte Landung vor vierzig Jahren zu feiern. Fernsehkameras filmten die Zusammenkunft der Helden. Diese Szenen würden später mit Aufnahmen des Krieges zusammengeschnitten, in denen man Männer sah, die sich aus Landungsfahrzeugen in die Brandung warfen und in den Wellen ihr Leben aufs Spiel setzten. Die Veteranen beschrieben, wie sie sich am Ufer vorwärtskämpften, wie Kameraden neben ihnen in Stücke geschossen wurden und wie sie den Mut aufbrachten, dennoch den Hügel zu stürmen.

Fred hatte die Arbeit auf der Farm seinem Sohn übertragen, obwohl man sich auf ihn nicht verlassen konnte, denn Fred hätte die Feier der vierzigjährigen Wiederkehr dieses historischen Tages niemals verpassen wollen. In seinem massiven Körper war der Blutdruck bedenklich angestiegen, als er die Höhe erklomm. Er zeigte auf einen felsigen Teil des Hügel. „Die Deutschen hatten Stellungen dort drüben, wo sie den Vorteil der Übersicht hatten. Aber wir erledigten sie, nicht wahr, Paul?“

„Wovon sprichst du da?“

„Von Freiheit, Paul, von Freiheit für die ganze Welt!“, sagte Walter fröhlich.

„Jawohl, wir befreiten Europa.“ Pauls Gedächtnis war schwach geworden, aber das schmälerte die großen Taten nicht, die er an jenem Tag vollbracht hatte. „Und das Maschinengewehrnest, das ich außer Gefecht gesetzt habe, war dort drüben, glaube ich.“

„Ja, Paul, bis zum heutigen Tag kann ich nicht erklären, wie es dir gelang, nahe genug heranzukommen, um deine Handgranate in ihren Bunker zu werfen.“ Fred legte seine Bauernhand auf Pauls Schulter und blinzelte in die Richtung, in der der Bunker einst gelegen haben musste.

Paul grinste und kratzte seine Glatze. „Ja, wir haben sie erledigt.“

„Du hattest den Weg für uns alle freigelegt, Paul. Was für ein Kerl! Danach gehörte diese Hochebene uns“, sagte Walter, der Gymnasiallehrer. „Dort unten befreiten wir unsere erste Stadt.“

Die Gruppe setzte sich in Bewegung, Richtung Doron-la-Ville. Da die Wolken drohend aussahen, machte sich die Filmequipe davon, um die Dokumentation des Banketts vorzubereiten. Die Veteranen jedoch bemerkten ein weites Feld von Kreuzen zu ihrer Linken. Als sie näher kamen, erhob sich ein Mann aus dem Gras über den Gräbern.

„Ich nehme an, dass es unvermeidlich war, dass ihr meinen Vater getötet habt“, sagte er, indem er auf das Kreuz mit seinem Namen zeigte.

„Wovon reden Sie?“ Paul war verwirrt.

„Bedeutet Ihnen das Datum auf diesem Kreuz etwas?“

„Klar, das war der Tag, an dem wir dort unten gelandet sind.“ Paul deutete hinter sich. „Und es war der Tag, an dem wir hier hinaufstürmten. Ein höllischer Tag war das.“

Der Mann erwiderte: „Ich weiß. Mein Vater starb an diesem Tag.“ Er streckte seine Hand aus und stellte sich vor: „Chuck Kistner, Pasadena, Kalifornien.“

„Das hätte gerade noch gefehlt, dass ich einem Nazilümmel die Hand schüttelte.“ Freds Gesicht verfärbte sich rot.

Paul wanderte inzwischen die Kreuzreihe entlang und las leise Namen vor sich hin.

Karl tat einen Schritt rückwärts und blickte die beiden anderen Veteranen über das Grab seines Vaters hinweg an. „Mein Vater war kein Nazi. Er war bloß ein gewöhnlicher junger Mann, der eingezogen und an die Front geschickt wurde und dem Befehle erteilt wurden.“

„Befehlen gehorcht‘ ist eine lahme Ausrede“, entgegnete Walter.

„Ich bin stolz darauf, dass wir alle diese Kerle getötet haben.“ Fred stand wie eine Vogelscheuche, mit ausgebreiteten Armen auf die Gräber zeigend, inmitten der Kreuze.

Karl blieb ruhig. „Hat einer von euch vielleicht einen Sohn, der in Vietnam gekämpft hat oder dort gar gefallen ist?“

„Beleidigen Sie unsere Veteranen nicht!“ Fred trat auf das Grab und bebte am ganzen Leib.

Karl blieb fest. „Selbst McNamara gab zu, dass das Vietnamabenteuer ein Fehler war. Versteht ihr denn nicht, dass diese Burschen“, und er zeigte auf die Erde, „sich nicht von euch unterschieden haben?“

„Sie hätten sich weigern sollen, Kriegsdienst zu leisten“, sagte Walter.

„Was denken Sie über die Männer, die sich weigerten, in Vietnam zu dienen?“

„Dienstverweigerer sind Abschaum.“ Freds Mund wurde zu einem Schlitz.

„Es ist unvergleichlich schwieriger, den Dienst zu verweigern, wenn Ihr Land Krieg mit der ganzen Welt führt. Vielleicht könnten Quäker, Ghandi und Jesus es

tun. Mein Vater war kein Heiliger, aber ein guter Mensch. Ich vergebe euch, dass ihr ihn getötet habt.“

Während ein Windstoß diese Worte über die Ebene mitführte, schrie Fred: „Du vergibst *uns*?! Einmalig!“

Paul wischte einige Regentropfen von seiner Brille. Es wurde schwierig, die Namen zu lesen.

Walter trat einen Schritt zur Seite. Mit den Armen auf der Brust verschränkt las er: „Karl Kistner‘. Du sagst, er sei ein gewöhnlicher junger Mann gewesen?“

„Ja, und sein Leben wurde von einem verrückten Diktator und seinen Helfern zerstört.“

„Darauf kannst du wetten, Kumpel, ungeheuer viele Leben wurden zerstört“, sagte Fred grimmig.

„Welch unglaublicher Wahnsinn das alles war! Ich kann es nicht verstehen.“ Karl schüttelte den Kopf. „Ich kann euch nicht sagen, wie schrecklich Leid es mir tut, dass all dies geschehen ist.“

„Mir tut es auch Leid, Chuck, und wir mussten durch die Hölle deswegen.“ Dann nach einer Pause fuhr Walter fort: „Und es muss auch eine Art Hölle gewesen sein, in einer ausgebombten Stadt aufzuwachsen.“

„Das war es.“ Karl nickte. „Niemand sollte das durchmachen müssen, was wir erlebt haben.“

Die zwei Männer schauten einander in die Augen und sahen, dass es in der heutigen Welt eigentlich keinen Grund gab, weshalb sie nicht miteinander gemütlich fischen gehen könnten. Langsam streckte Karl seine Hand wieder aus, und langsam ergriff sie Walter, als eine Böe die Gräser und Wiesenblumen auf der Ebene niederbeugte.

„Was ist los?“, fragte Paul.

„Paul, wir sind jetzt alle auf derselben Seite“, antwortete Walter.

„Gut“, sagte Paul und schüttelte ebenfalls Karls Hand.

Freds Weigerung, Frieden zu schließen, wurde durch einen Donnerschlag unterbrochen, und ein Regenguss brach los. In ihre Auseinandersetzung vertieft, hatten die Männer nicht bemerkt, wie viel dunkler die Wolken geworden waren. Jetzt eilten sie alle aus einem Meer von Kreuzen in ein Meer von Regentropfen, die auf der Straße einen wilden Tanz aufführten. Paul öffnete seinen Knirps, aber Fred zog es vor, langsam voranzujoggen. Karl versuchte, sich und Walter mit seiner Windjacke zu schützen. Als sie bei der Gaststätte ankamen, waren sie allesamt tropfnass, aber der Regen war zu Ende.

Der Wirt empfing sie unter dem Tor der mittelalterlichen Herberge: „Sie sind spät, *mes amis*“, sagte er und zeigte ihnen den Weg über den Hof. Er ging voran und stieß dabei seinen weißgeschürzten Bauch vor sich her. Die ersten Sonnenstrahlen glänzten in den Pfützen im Kopfsteinpflaster. In der Festhalle waren die langen Tische mit dicken, weißen Tischtüchern bedeckt. Feine Speisen waren schon reichlich aufgetragen: *vichyssoise, crevettes, langue de boeuf*. Was für ein Kontrast zum einsamen weichen Ei, das einst das Hauptgericht des Tages und die Delikatesse der Woche bedeutet hatte. *Lapin à la Normande, ragoût de sanglier, agneau rôti*. Verschieden geformte Gläser für Wasser, Weißwein, Rotwein und Champagner standen bei jedem Gedeck. Die Mitglieder der britischen Delegation, mit ihren Schnauzbärten, hatten schon Platz genommen. *Poulet sauté, canard à l'estragon, saumon en belle vue*. Die französischen Widerstandskämpfer hatten Bäuche angesetzt, aber sie ließen sich die Gelegenheit zu dieser Feier nicht entgehen. *Roquefort, camembert, brie, pont l'évêque, belle étoile*. Eine Delegation von Russen, die Berlin erobert hatten, war bereit, ausschweifende Trinksprüche an den Mann zu bringen. *Tourtes*

Normandes, mousse au chocolat, gâteau aux noix, soufflé. Inmitten dieser Delikatessen streckte sich ein knusprigbraunes Schweinchen, perfekt gebraten, das wie ein Buddha mit einem Apfel im Maul lächelte.

Die Pfützen, die sich zu Füßen der Amerikaner bildeten, das klatschnasse Haar in ihren Gesichtern und ihre zerzausten Anzüge passten nicht zum Anlass. Die *Résistance* erhob sich, Schulter an Schulter. „Das kriegen wir gleich in den Griff.“ Sie umringten die nassen Freunde, um festzustellen, welche der Franzosen ähnliche Körpermaße wie die Amerikaner hatten, dann verschwanden sie.

„Folgen Sie mir bitte“, sagte der Chef, führte sie in einen Hinterraum und schaffte Handtücher herbei. „Hier können Sie sich umziehen, damit Sie auch zu der Mahlzeit passen, die ich für Sie zubereitet habe.“

„Wäre es möglich, noch ein Gedeck für meinen Freund Chuck aufzulegen?“, fragte Walter.

„*Bien sûr*“, antwortete der Chef. „Haben Sie Ihren Vater gefunden, *Charles*?“

Karl nickte.

„Pech, einen Nazi zum Vater zu haben.“ Fred grollte immer noch.

Karl schaute ihn streng an. Diese Naziverdrehung reichte ihm langsam.

Bevor er antworten konnte, sagte der Chef: „Aber Monsieur Fred, dieser Mann ist ohne Vater aufgewachsen.“

„Wie kommt er überhaupt dazu, in meinem Land zu leben?“ Fred konnte seinen Ärger einfach nicht aufgeben.

„*Pursuit of 'appiness*? Ist das nicht das Ziel für Menschen in Ihrem Land?“, fragte der Chef.

„Na also, von mir aus.“ Fred war es verleidet, sich quer zu stellen.

„Man kann einen Sohn nicht dafür verantwortlich machen, was die Generation vor ihm verbrochen haben mag. Außerdem habe ich gestern Abend, bei einem Glas Wein, entdeckt, dass *Charles* ein sensibler Mensch ist, der unser Land und unsere Sprache versteht.“

„Na, wir verstehen uns auch auf ein paar Dinge. Zum Beispiel, wie man einen Krieg gewinnt.“ Freds Augen blitzten unter dem Handtuch hervor, mit dem er sich die Haare trocknete.

„Und ich bin froh, dass ihr gewonnen habt.“ Karl nickte ernst.

Als Freds Augen dem steten Blick Karls begegneten, begann er zu ahnen, wie schwierig es sein musste zuzugeben, dass sein Vater, sein Land im Unrecht gewesen waren. Und etwas Wahres war auch an dem, was Chuck über Vietnam gesagt hatte. Er schrubkte seinen Kopf noch einmal energisch mit dem Frottiertuch und sagte: „Okay Chuck, ich reiche dir die Hand.“ Und er tat es.

Die Résistancekämpfer erschienen mit trockenen Kleidern. In wenigen Minuten präsentierten sich die Amerikaner in gebügelten weißen Hemden und feinen Sonntagsanzügen mit seidenen Krawatten zum Bankett.

Das Fest konnte beginnen. Die Fernsehkameras liefen. Manch weitschweifige Rede wurde gehalten. Tote und lebende Helden wurden gefeiert, und die lieben Frauen zuhause wurden ebenfalls gepriesen. Die Zecher schlugen sich zum Nachtisch durch. Gürtel mussten gelockert werden, und dann gaben die knallenden Champagnerkorken das Signal, dass das Ende des Festes heranrückte. Da schlug aber noch einmal ein Silberlöffel, um Aufmerksamkeit bittend, an ein Glas.

„Freiheitskämpfer, Befreier, Überlebende!“ Es war Walter, der sich erhoben hatte. „Ich will euch einen

Menschen vorstellen, der nicht in unserem Kreise aufgewachsen ist, aber dennoch zu uns gehört. Sein Vater starb vor genau vierzig Jahren, zusammen mit unserem Freund, Wayne. Wir haben diesen Mann töten müssen, weil er mit den Armeen marschierte, die die Welt zu zerstören drohten. – Aber sein Sohn hier sagt uns, dass er ein guter Mensch war, der zum Wehrdienst gezwungen wurde. – Ich glaube ihm. Das Problem ist, dass die Helden der Welt selten mutig genug sind, zu einem Befehl „Nein“ zu sagen, selbst in Ländern, wo man nicht ohne weiteres erschossen wird, wenn man sich weigert. – Ich erhebe nun mein Glas und trinke auf das Wohl eines Überlebenden der anderen Seite. Chuck, ich danke dir für dein Verständnis. – Und nenne mich Wally.“ Er blickte Karl fest in die Augen und erhob sein Glas. Alle hoben ihre Gläser und tranken.

Karl rappelte sich auf die Füße und brachte heraus: „Wir sind jetzt alle auf derselben Seite, aber wer gewinnt in Bosnien?“

